

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 43.

Freitag, 20. Februar.

1931.

Amateur-Detektive / Roman von Walter Bloem.

(18. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Kapitän hatte das Gefühl, als beginne der Schiffsboden unter ihm zu wanken. Dabei ging die „Chicago“ wie auf einem Teich. Herrgott, ist das ein Zustand! Daß man einen Verbrecher an Bord hat, ist so gut wie sicher. Aber wer ist es? Die schöne Frau aus New York will von Doktor Müller bestohlen sein. Der Staatsanwalt verdächtigt den Schauspieler Stephann. Der Obersteward schwört, Herr Schiewelbein aus Magdeburg sei derjenige, welcher. Dieser russische Musitant scheint auch nicht sauber im Kamisol. Nun kommt noch der Tschenerell und führt zweideutige Reden gegen den Baron. Ist denn diesmal das ganze Schiff des Teufels?

„Also bitte — was haben Sie gegen den Baron?“ In diesem Moment erkannte James Hutchinson, daß ihm jetzt eigentlich nichts übrig bleibe als dies: einzugehen, daß er von dem bewußten Radiogramm unterirdische Kenntnis erhalten. Sollte er —? Aber dann würde Mertens fragen, warum er das so lange verschwiegen habe. Dann müßte er gestehen, er selber habe sich in den Kopf gesetzt, der Welt zu beweisen, daß dem Spürsinn eines Amerikaners spielend gelinge, was die deutsche Schiffsleitung nicht zustande bringe — die Entlarvung des Spitzhubs, der die Freiheit hat, als Passagier erster Klasse der Fährdung der Heimatbehörden enttrinnen zu wollen.

„Amerikanischer Großindustrieller verhaftet an Bord deutschen Dampfers berückichtigten Hoteldieb nebst Raub —“

Wer hatte schon stolz von dieser Zeitungsüberschrift geträumt?!

Wie dumm war man doch eigentlich gewesen, die Fährte, auf die einen der Zufall geführt, sofort zu verraten — an eine Dame!

Gerade umgekehrt hätte man's machen müssen — den Baron in Vertrauen einwickeln — seinem Flirt mit der deutschen Diva freien Lauf lassen. . . Wenig gefehlt, und man hätte auch noch den Kapitän auf die Spur gesetzt.

Blickschnell hatte Hutchinsons geschäftsgeschulte Kombinationsgabe die Fährtenbahn dieser Gedankenfolge durchstürmt. Blickschnell wechselte er seine Taktik.

Er schmunzelte vertraulich. „Was ich gegen den Baron habe? Vielleicht dasselbe wie Sie — ich bin im stillen ein bißchen eifersüchtig auf ihn. . . Das verstehen Sie — wie?“

Jens Mertens war viel zu einfach organisiert, als daß er diesem Tempo hätte folgen können.

„Nanu?“, staunte er. „Sie und eifersüchtig — wegen — Frau Winterfeld?! Das hatte ich ja noch gar nicht bemerkt, daß Sie Geschmach für Frauen von dem Kaliber haben —“

„Ausnahme, Cappy — mir selber 'ne Überraschung. Selbstverständlich genau so — wunschlos, so — onkelhaft wie bei Ihnen. . .“

Onkelhaft?! Jens Mertens hätte manches erwidern können. Wieviel Pein die Onkelrolle ihm aufzwang. . .

Er rettete sich in ein verlegenes Lächeln. „Ja, mein liebes Mitonkelchen — Sie wollen also unserer schönen Nichte ihren Baron vernichten — ich fürchte, damit werden Sie wenig Glück haben.“

„Man tut, was man kann. . .“, lächelte Hutchinson. Er verabschiedete sich vom Kapitän, stampfte mächtig ausgreifenden Schrittes das Promenadendeck entlang.

Er hatte sich wirklich ziemlich blödsinnig benommen. Der Baron hatte sich verraten — daran war kein Zweifel. Sein Gesicht, als er erfuhr, hinter der „Chicago“ fliege die Fährdung her — das verkörperte böse Gewissen. Reichte das als Beweis? Es reichte nicht.

James Hutchinson, du verstehst Automobile zu verkaufen und Fusionsverhandlungen zu führen. Deine Befähigung zum Meisterdetektiv ist erst noch zu erweisen.

Genau das Gegenteil von all dem, was er getan, hätte er tun müssen. Statt den Baron merken zu lassen, daß er ihn durchschaut, hätte er sich erst recht an ihn anschließen müssen. Statt Frau Winterfeld vor ihm zu warnen, hätte er den sich anbahnenden Flirt begünstigen sollen. Jetzt hat er alle beide vergrämt — das Wild — und den Köder. O James, James —!

Dieß sich das noch gutmachen? Hutchinson stand auf dem Sportdeck, die steife Brise flatterte durch seine angegrauten Loden. Er entwarf einen neuen Aktionsplan. Es galt, das Vertrauen des Barons zurückzuerobern — dem Floh, den er der Sängerin ins Ohr gesetzt, die Freiheit zu verschaffen.

James Hutchinson läßt die Mitpassagiere vorbeidefilieren. Wen könnte man dem Baron als Sündenbock denunzieren? Natürlich keinen der Herren vom Kapitänstisch. Da will Mertens keine Unruhe. Ich auch nicht — sonst wäre dieser ekelhafte Doktor eigentlich ein viel glaubhafteres Objekt für den Verdacht als der Baron. Ja — wer kommt denn sonst in Frage? Auffallend elegant — Monotel —

Das Monotel! Der Musitant mit dem Monotel! Das ist der gegebene Blickableiter! Was schade!s diesem armen Teufel, wenn man dem Baron im tiefsten Vertrauen erklärt: Ich weiß jetzt, wer der eine an Bord ist, der bei der Ankunft in New York verhaftet werden soll?! Der zweite Geiger —!!

Das gleiche wird dann der Sängerin suggeriert — und die Entgleisung vom Ballabend ist wieder zurechtgerückt! Also auf zum Baron!

James Hutchinson klingelt den Fahrstuhl herauf, erkundigt sich beim Führer, ob er wisse, auf welchem Deck der Baron vom Kapitänstisch seine Kabine habe. Auf dem C-Deck. Aber er sei soeben zum Promenadendeck hinaufgefahren. „Fahren Sie mich bitte auch dahin.“

James Hutchinson schlenderte die „Lästerallee“ entlang — kein Baron. Er schwenkt nach Steuerbord auf die Schattenseite hinüber. Da strampeln nur ein paar rabiate Spaziergänger ihre Morgenkilometer ab. Wie er am Gesellschaftsraum vorüberstreicht, hört er Klavierpiel. Er versteht von Musik nicht das geringste. Aber als technisch denkender und empfindender Mensch hat er eine instinktmäßige Witterung für jede Art von Können. Der da spielt, versteht seinen Kram.

Kunststück! Das ist der Kapellmeister aus Wien, der nächstens in der Metropolitan dirigieren wird. Da sitzt er am Flügel — ganz versunken in sein eigenes Spiel. Und es hat sich auch schon eine stattliche Gemeinde zu-

sammengesunden. Wahrhaftig — in einer Ecke sitzt auch der Baron . . . Die Ellbogen aufgestützt — das Gesicht fast ganz mit den Händen verhüllt — so lauscht er, abgesperrt gegen die Welt. Man sollte eigentlich mal an Bord ein Konzert — Das ist doch überhaupt bei der Linie üblich — daß die Fahrgäste, die sich auf solche Künste verstehen, zum Besten der Wohlfahrtsklasse des Schiffspersonals —

Da ist auch die Sängerin . . .

Das paßt ja glänzend . . . Man wird den Baron auffordern, das Konzertkomitee zu bilden. Wenn der wirklich Grund hat, etwas für sein Prestige zu tun — dann wird er eine solch ehrenvolle, seinem Rang nach deutschen Begriffen zukommende Aufforderung nicht ablehnen. Dann ist die Karre wieder aufs rechte Geleise geschoben.

James Hutchinson ist musikalisch nicht interessiert. Er wird draußen auf und ab promenieren, bis das Konzert überstanden ist. Dann wird er sich den Baron kaufen.

Drinnen ringen Chaos und Werdewille. Ignaz Richter phantasiert. Seine Hände, die Rechte gewohnt, mit dem weißen Zauberstäbchen das Töngewirr rhythmisch straff zu gliedern, die Linke des Geheimnisses kundig, mit malenden, greifenden, entflammenden, aufpeitschenden, händigenden, befriedigenden Bewegungen zur Ordnung, Farbe und Blut zu gesellen — diese beiden führergewaltigen Hände sind heute selber Werkzeug einer ungeheuren Gestaltungsraft.

Ihren Offenbarungen lauscht die kleine Schar, die das Glück des Zufalls versammelt. Sie wächst und wächst. Von draußen schleichen auf Fußspitzen immerfort neue Gäste herein, glücklich, wenn sie noch ein Sitzplätzchen ergattern.

Niemand lauscht andächtiger als Ellen Winterfeld. Wie gerne hätte sie längst einmal mit dem Meister geplaudert, unter dessen Führung sie in wenig Tagen vor dem Publikum des ersten Opernhauses der Neuen Welt erscheinen soll. Sie ist zu bescheiden und zu stolz zugleich, sich dem großen Mann aufzudrängen — so lange er es vorzieht, sich den Huldigungen einer Mondäne hinzugeben — deren Einfluß ja freilich ein gut Teil des erhofften Erfolges beherrscht. Ellen hat ihm deshalb oft im stillen gegroßt. Jetzt verzeiht sie ihm alles. Wer als Künstler das kann, den soll man gelten lassen, wie er gewachsen ist.

Der Meister läßt die Hände sinken. Sein Kopf ist geneigt, die Augen halb geschlossen, als träumte er dem komischen Schauspiel nach, das seine Kunst gestaltete.

Die Hörer sitzen sekundenlang im Bann. Dann tobt in minutenlangem Beifall ihr Dank sich aus.

Der Meister lächelt abwesend, geht rasch, mit weit ausgreifenden Schritten, aus dem Saal.

Während alles hinausdrängt, hält Ellen Winterfeld die Augen noch immer geschlossen — drückt die Hände gegen die Ohren, um nicht den entweichenden Nachhall auffangen zu müssen, mit dem die Trivialität hinter der Offenbarung dreinplappert.

Als sie endlich wagt, der Außenwelt den Zugang zur aufgewühlten Seele freizugeben, ist der Saal leer. Doch nein — da hinten in der Ecke sitzt noch ein Versunkener. Es ist der Baron.

Willkommener Zufall! Jedes Wort, jeder Blick soll ihn fühlen lassen, daß die Einsüßterung des Argwohn's machtlos von ihr abglitt — daß sie an ihn glaubt, bedingungslos, beinnungslos. Was immer er Schweres, Düsteres mit sich herumschleppt — er soll wissen, daß Ellen Winterfeld ihn eines Irrtums, einer Schuld für fähig hält — nie einer Gemeinheit, einer Niedrigkeit.

Schon streckt sie die Hand aus, die sich tröstend auf des Entrückten Schulter legen soll —

„Hallo, hallo — meine sehr Verehrten, das trifft sich ja glänzend, daß ich Sie beide zusammen finde —“

Herr von Wilczel ist zusammengefahren, wie ein Rassegaule unterm Sporenstich eines Pferdeshinders. Auch Ellen Winterfelds Augen sprühen Ärger und Ablehnung.

„Mister Hutchinson bittet fast erschrocken um Verzeihung — so andächtig? tut mir leid — ja, man ist nun einmal Musikbanause . . . er will's gut machen, sein großer Plan, der soll beweisen, daß er nicht ganz so schlimm ist, als die zwei Enthusiasten von ihm denken. „Also das Konzert! Das müssen wir machen; ist ja üblich, zum wohltätigen Zweck, für die Schiffsbesatzung. Sie, Baron, Sie müssen das Komitee werben, Kapellmeister heranziehen, das Programm entwerfen, die ganze Sache in Schwung bringen. Sie erheben keinen Widerspruch, nicht wahr. Also abgemacht, gehe jetzt zum Kapitän, will nicht länger stören, guten Morgen, guten Morgen, auf Wiedersehen zum Lunch.“

Weg ist er. Ellen und Wilczel sehen einander an, wissen nicht recht, ob sie lachen oder schimpfen sollen. Wie sie einander unschlüssig, verwirrt in die Augen schauen, da braust in ihnen beiden ein hoher Überschwang des Glücks auf. Wenn man so Hochherrliches erlebt hat, dann verflattert Kleinlichkeit und korrekte Form des Alltags, aufatmet der Seele sterbliches Teil.

„Baron — warum waren Sie gestern abend verschwunden?“

„Lassen Sie, Gnädigste, lassen Sie . . . Solange man so etwas erleben darf — solange lohnt sich's, ein Mensch zu sein.“

„Nein, nein — ich muß Ihnen etwas sagen, etwas bekennen.“

„Ich bitte Sie — es ist ja nun alles gut —“

„Es ist immer gut gewesen — nur Sie, Sie Kleingläubiger, Sie waren dumm genug, daran zu zweifeln. Herr von Wilczel — ich glaube, Sie wissen, daß mir jemand etwas ganz — ganz Albernes und Törichtes über Sie gesagt hat. Hätten Sie sich nicht verdeckt, ich hätte Ihnen längst sagen können, daß ich auch nicht eine Sekunde gedacht habe, an diesem Unsinn könne ein Hauch von Wahrheit sein —“

„Gnädige Frau — es ist etwas daran — leider mehr als ein Hauch. Ich habe ein Verbrechen aus dem Gewissen . . . wenn auch nicht im Sinne des Strafgesetzbuchs . . . aber sogar ein solches traut man mir zu. Es ist durchaus nicht unmöglich, daß ich von Deutschland aus gerichtlich verfolgt werde — unter der Beschuldigung, meine Frau ermordet zu haben.“

Ellen fühlte ein schauerndes Erstarren.

„Ja — nun werden Sie mir freilich wohl — alles — erzählen müssen.“ Todblaße Lippen hatten das geflüstert.

Ein Schicksal reißt seine gorgonische Frage. Dieser Mann, aus Krieg und Zusammenbruch auf seine väterliche Scholle heimgekehrt, hat sich in einem zweiten Vernechtungsringen gegen die Kriegsfolgen einzusetzen. Ein Verwalter betrügt das bedingungslose Vertrauen des Brotherrn um Unsummen. Die Inflation frisst das Betriebskapital, die Ersparnisse. Der allgemeine Niedergang der Landwirtschaft vollendet das Schreckenswerk: der Erbe eines stattlichen Besitzes, auf dem die alte Familie seit Jahrhunderten Herrin war, steht vor dem Ruin.

Jetzt verleitet die Verzweiflung ihn zu einem Schritte, den er selber nicht zu rechtfertigen unternimmt: er versucht — sich zu „rangieren“ — durch eine Heirat. Es gibt Leute, die aus dem allgemeinen Untergang Nutzen zu ziehen verstanden. So einer ist jener Kommerzienrat Wittich, der sich unter der Hand für den Ankauf des Schlosses derer von Wilczel interessiert. Bei den Besichtigungen begleitet ihn seine Tochter, eine üppige, eitle, nervöse, zerfahrene Schönheit, mit rostrot gefärbten Locken, typische Weltstäbterin der neureichen Schicht. Sie wirft ein Auge auf den stattlichen Edel- und Kriegsmann. Läßt ihn erkennen, daß sie nicht abgeneigt sein würde, mit Papa zu reden, wenn —

Bernd Wilczel kämpft einen wochenlangen Kampf. Kann er's vor der stolzen Reihe seiner Vorfahren verantworten, sich zu verkaufen, um ihren Stammsitz, ihr treu verwaltetes, rastlos gemehrtes Eigen vor Konkurs und Versteigerung zu bewahren? Ihn graut vor der Unrast, der Kofetterie, der Vergnügungssucht dieses Mädchens, das sich niemals als Landfrau im Dienste der Scholle genügen wird. Vor ihrem Gespräch, das

alle Heiligtümer seines Lebens, so gierig sie nach ihnen greift, ironisiert und verspottet. Dabei muß er sich gestehen, daß sie auf seine Sinne zu wirken beginnt. Sie läßt ihn fühlen, daß auch sie nach seiner sturmbewährten Männlichkeit verlangt. Sie wirkt sich aus Abstoßung und Anziehung, aus Warnung und Lockung das Schicksalsgepöhl. Schloß und Herrschaft Gollnow gehen in das Eigentum des Kommerzienrats Wittich über für eine Summe, die eben zureicht, um alle Gläubiger zu befriedigen. Am selben Tage wird die Verlobung seiner Tochter Alice mit Baron Bernd veröffentlicht.

(Fortsetzung folgt.)

William E. Durants Aufstieg und Fall.

Aus den Gründerjahren der amerikanischen Automobil-Industrie.

Von Robert Irving Warshaw.

Im Transmarc-Verlag wird dieser Tage eine Geschichte der Wallstreet-Milliardäre erscheinen von Robert Irving Warshaw unter dem Titel „Von Drew bis Pierpont Morgan“. Aus dieser Geschichtsschreibung der amerikanischen Vermögen, spannend geschrieben wie ein Roman, veröffentlichen wir mit Genehmigung des Verlages den nachfolgenden Abschnitt:

William Durant spielt heute noch eine bedeutende Rolle nicht nur in der Automobilindustrie, sondern auch bei allen möglichen Finanzierungen. Er hat stets mit Banken gearbeitet und deshalb auch recht häufig Schwierigkeiten erlebt. Er war Kaufbursche für einen Kramladen, dann Fabrikarbeiter, Kommiss in einem Zigarrengeschäft, Verkäufer für ein Wasserwerk gewesen. Zur Zeit seiner Vertäufertätigkeit gelangte er eines Tages zu der Erkenntnis, daß sich mit dem Bau von Wagen viel Geld verdienen ließe. Er bot dem Besitzer einer kleinen Fabrik 2000 Dollar für seine Anlage. Das Anerbieten wurde sofort angenommen und so war Durant Wagenfabrikant geworden. Durants Partner war J. D. Dort; sie pakteten ausgerechnet zusammen. Dort leitete die Fabrik, und Durant übernahm den Verkauf und die Finanzierung. Raslos tätig, tüchtig und nie um ein Mittel verlegen, brachte es Durant mit der Zeit auf vierzehn Fabriken. Hierauf suchte er sich ein größeres Feld der Betätigung. 1903 war er Direktor der Buick-Fabrik und besaß ein ansehnliches Paket ihrer Aktien. 1908 hatte er die Werkmeldung der Cadillac-, Oakland- und Oldsmobile-Fabriken zur General-Motors-Company zuwege gebracht. Er zahlte mehr, als die Gesellschaften wert waren und wußte es auch, aber es gelüstete ihn eben nach immer neuen Geschäften, nach einem größeren Wirkungskreis. Aus diesem Grund übernahm er sich auch fortwährend und kaufte Dinag, für die er kein Geld hatte, im unwandelbaren Vertrauen, daß sich das Geld nötigenfalls finden werde. 1910 hatte Durant abermals 24 Gesellschaften verschiedenen Wertes und aller Arten aufgekauft, um sie der General-Motors-Company anzuschließen. Da sich darunter aber viele wertlose Gesellschaften befanden, für die er Millionen gegeben hatte, mißtrauten sich die Banken ein, und so mächtig Durants Einfluß auch gewesen war, er mußte fünf Jahre lang der Gesellschaft fernbleiben, dann warb er neue Kräfte und setzte sich wieder in den Besitz der Herrschaft über die General-Motors, freilich nur, um sie abermals zu verlieren. Aber Durant war noch nicht geschlagen, wenn er auch die General-Motors hatte aufgeben müssen. In New York hieß es bald nachher, er habe eine kleine Automobilfabrik gekauft und baue dort einen fast unbekannten Wagen des Namens Chevrolet. Er kaufte auch die Republic-Motor-Company in Tarrytown und stellte sie auf die Fabrikation von Chevrolets um. 1914 und 1915 baute er 16 000 Wagen und war bereit, einen neuen Kampf um die General-Motors zu beginnen. Er rechnete sich die Sache zusammen und suchte dann Pierre S. du Pont auf, dem bis dahin am Automobilgeschäft nicht im geringsten gelegen war. Die Verhandlungen fanden hauptsächlich mit einem jungen Mann namens John J. Raskob, dem Privatsekretär du Ponts, statt. Raskob gewann einen starken Eindruck und riet zu einer Verbindung mit Durant. Der Vorschlag wurde angenommen, und Anfang 1915 begannen Durant, du Pont und Louis Kaufman, Vorsitzender der Chatham und Phoenix National Bank, General-Motors-Aktien zu kaufen. Am 2. Januar 1915 stand der Kurs auf 82, er stieg auf 100, 125 und bis auf 250. Die Baillsepartei wurde aus dem Felde geschlagen, deckte sich ein

und zog sich zurück. Der Kurs stieg weiter. Menage wußte, wer kaufte. Die Chevrolet-Gesellschaft besaß damals ein Kapital von 100 000 Dollar. Im September 1915 wurde bekanntgegeben, daß es auf 20 Millionen Dollar erhöht werde. Sieben Millionen Aktien wurden sofort emittiert, und die Zaubergewalt des Namens Durant führte zu einer Überzeichnung der Emission um das Zehnfache. Die nicht emittierten Aktien der Chevrolet-Gesellschaft bot Durant den General-Motors-Aktionären an, im Austausch gegen ihren Aktienbesitz und im Verhältnis 5:1. Bald darauf hatte Durant das Kapital der Chevrolet-Gesellschaft auf 80 Millionen Stammaktien erhöht, und im Mai 1916 teilte er der Direktion der General-Motors mit, daß er die Aktienmehrheit in Händen habe. Nach fünfjährigem Kampf kehrte William E. Durant, der größte Haussier seit Cornelius Vanderbilt, auf den Präsidentensitz zurück, den er fünf Jahre zuvor so schweren Herzens verlassen hatte. Wieder machte Durant große Pläne, nahm größere Bissen, als er fauen und kauen konnte, als er schlucken konnte. Es wurde eine Gesellschaft nach der anderen gekauft, gleichviel zu welchen Preisen. Einige Jahre hindurch blieb er in der Macht. Aber seinem Gebäude, so großartig es im Entwurf, so tüchtig es im Bau gewesen war, fehlte das richtige Fundament. Die mageren Jahre 1920 und 1921 brachten die General-Motors-Gesellschaft zum Bankrott. Die Gefolgschaft eines Mannes wie Durant ist zwar leicht begeistert, aber weder treu noch zuverlässig. Es begannen sich Gerüchte über Zahlungsschwierigkeiten zu verbreiten, und der Kurs der Aktien fiel rasend schnell. Er ging auf 40 Dollar per Aktie zurück. Bei 30 Dollar schloß Durant ein Kursstützungs-Konsortium. Wie sein großer Vorgänger Vanderbilt sah er an seinem Schreibtisch und schrieb unverdrossen seine Aufträge: „Kaufen! Kaufen! Kaufen!“ Aber der Kurs fiel auf 20. Und er kaufte noch immer. Ohne Besinnung, widersinnig, stierköpfig kaufte er jede erreichbare Aktie auf. Dann hielt er einen Tag lang inne; sofort fiel der Kurs auf 18, 17, 15, 14, ja 12. Seine Telephone waren nun still. Die Maflet ersuchten vergebens um Anweisungen. Keine Antwort. Durant hatte den Kauf eingestellt. Er war ruiniert.

Die besten Tierkenner von Berlin.

Von Richard Gerlach.

Dies ist ein Ruhmesblatt für die Zoo-Wärter, dieser Getreuen, die mit ihren Schutzbefohlenen im Laufe der Zeit ganz verwachsen sind. Sie alle haben etwas von dem Wesen der Tiergruppe angenommen, die seit Jahrzehnten unter ihrer Obhut steht. Sie deuten jede Bewegung und jeden Ruf richtig. Ihre Blicke und Worte flößen der Kreatur Vertrauen, Freude und Erwartung ein. Ihre Liebe zu den Geschöpfen muß sich jahraus, jahrein ständlich bewähren. Sie wissen um die Launen, die Trauer und die Unrast aller. Sie müssen ihnen helfen und ihnen dienen. Sie tun ihre Pflicht ohne große Geste. Sie alle besitzen einen festen und geläuterten Charakter; denn sonst hätten sie nicht ein halbes Menschenleben lang unendliche Geduld gegen die wehrlosen Tiere bewiesen. Sie erfüllen die Forderung des heiligen Franziskus nach der Verbrüderung mit allem Lebendigen am schönsten. Selbstverständlich werden sie dieses Lob ablehnen, gutmütig lachen dazu wie bei so vielen Untugenden und Unweisheiten, die sie von Menschen und Tieren mit ansehen müssen. Ich habe keinen einzigen interviewt und ausgefragt, ich habe nur ein paar Jahre lang beobachtet, wie sie zu ihren Tieren sind. Hier das Ergebnis:

I. Der Elefantenwärter.

Unerschütterliche Ruhe, Wucht und Schwere geben seiner Erscheinung etwas sanft Beschwichtigendes. Der Afrikaner mit den großen Ohren erlaubt sich mit den jüngeren Wärtern zuweilen einen Scherz, indem er nach ihnen mit dem Rüssel schlenkert, ja, sie gelegentlich zu knien versucht. Aber die Persönlichkeit des alten Elefantenwärters respektiert auch er. Ein Blick genügt. Selten, daß einmal ein tadelndes Wort fällt. Das Elefanten-Baby macht zuweilen dumme Streiche, stört bei der Reinigung des Rüssels, tappt herum, wo es nicht soll. Aber ich habe den würdevollen Elefanten-Vater noch nie zur Peitsche greifen sehen. Er schüttelt nur kaum merklich den Kopf, kein Anschauen, kein Bormwurf. Still und friedlich lebt sein Volk unter seiner Regierung. Er ist ausgeglichen in seiner Natur wie ein guter Märchenkönig.

II. Der Affenwärter.

Niemals habe ich zuvor erlebt, daß jemand so zu den Tieren hinabsteigt wie dieser Mann. Aber dieses Hinab ist in Wirklichkeit ein Hinauf. Er bringt es fertig, daß der Gorilla ihn als Freund und Kameraden betrachtet. Auf allen Bieren kriecht der Mann mit dem Tier im Käfig herum, während unbeholfen und vorsichtig, lächerlich im ersten Augenblick für den, der ihn nicht kennt.

Aber der Gorilla liebt ihn heiß, ganz bestimmt, er streichelt ihm wie ein Verliebter die Hände, und ich glaube, so vergißt er ein wenig das tödliche Heimweh. Die Schimpansen verehren ihn auch, und nicht nur, weil er ihnen die Tasse mit dem Trant reicht. Wieviele Menschen sind solcher Selbstentäußerung fähig? Jedes Mal, wenn ich ihn mit seinen Affen umgehen sehe, werde ich etwas froher.

III. Der Vogelwärtter.

Immer leicht abwesend mit seinen Gedanken, hat er selbst etwas von Tausend-und-Einer-Nacht in sich, etwas Verwundenes und Pauschendes. Das kommt, weil er sein ganzes Leben lang fortwährend zwitschernde Vogellieder und Schreie von Savageien gehört hat. Eine zarte Melodie ferner Urwälder tangt und zittert vor seinen Ohren. Und leichte Behutsamkeit und aufmerksamste Fürsorge verlangen ja alle die empfindlichen Sänger und Vollenflieger. Ich weiß noch, als voriges Jahr die Paradiesvögel und Nashornvögel ein helleres Licht und lustige Außenflugräume belamen, strahlte der sonst so verschlossene Mann vor Freude. Die Schönheit seiner gefiederten Gäste ist nicht ohne Abglanz an ihm vorübergeraucht.

IV. Der Schlangenwärtter.

Hier müßte ich wohl zwei nennen, die sich gegenseitig in ihrem gefährlichen Beruf ergänzen und unterstützen. Es ist nur ein Zufall, daß ich den einen von ihnen häufiger bei der Fütterung oder Reinigung eines Terrariums sah. Es ist noch ein junger Mann mit der vollen Spannkraft der Nerven. Lachend packt er eine Klapperschlange, wenn es sein muß, mit unfehlbarem Griff. Ohne mit der Wimper zu zucken, geht er zu der Riesenschlange hinein, packt sie hinter dem Genick und trägt die sich Sträubende mit einigen Assistenten fort. In heiterster Stimmung öffnet er den Kasten der Lanzettischlange, deren Biß in wenigen Sekunden den Tod herbeiführt. Er weiß mit Reptilien umzuspringen. Er ist sicher, wie sie reagieren. Er wartet den rechten Augenblick ab und faßt dann blitzschnell zu. Er hantiert mit Schlangen wie der Bäcker mit Broten und Semmeln. Alles an ihm ist Zugriff und Gratzheit. Angst ist ihm wahrscheinlich ein schlechter Begriff. Ich bewundere diesen Mann.

V. Der Raubtierwärtter.

Klein und stämmig, humorvoll und sehr erfahren, der Ausgeräumteste unter den Wärttern, verkehrt er freundschaftlich mit seinen Löwen und Tigern. Er hat seine Lieblinge, die er oft frault und in den Mähnen zauselt, aber auch gegen die anderen ist er ein milde und gerechter Herr. Denn parieren müssen die Tiere, wo läßt er sonst hin? Wenn er sie bittet, den Käfig zu wechseln, dürfen sie sich nicht lange sträuben, ohne einen bestimmten Ton ist mit Pantern und Jaguaren nicht fertig zu werden. Aber nur selten muß die Eisenfange gezeigt werden. Der alte Löwe hat das unabänderliche Recht, ihn anzumurren und sich ein wenig wild zu stellen, das wird ihm nicht gleichgemalt. Aber alle Insassen dieses Hauses fühlen sich hervorragend gut. Jedes Jahr gibt es Junge von allen Arten. Rau und herzlich wird er stets mit ihnen übereinkommen. Viele von den grimmigen großen Bestien hat er, als sie klein waren, in den Händen gehabt und getätelt. Aller Augen folgen ihm, aber er ist immer vergnügt und verrichtet schnell und freundlich, was notwendig ist. Die Löwen und Tiger scheinen an ihm zu hängen.

Heiße Liebe.

Wenn ich dich sehe, wird mein Herz heiß,
Es züngelt in mir hoch mit roten Flammen.
Du bist so frisch, so duftig, blendend weiß ...
Was treibt uns beide immer nur zusammen?

Ich streiche über deine kühle Haut
Und wische mit geübter Hand die Falten,
Du suchst nicht auf, wenn gleich dir's heftig graut,
Wenn ich nicht wär, wer würde zu dir halten?

Mein Herz wird heißer, meine rote Glut,
Will mir die harte Eisenbrust zersprengen,
Ich drücke dich voll Kraft und wildem Mut,
Du mußt in meiner wilden Glut versengen!

Du leidest still, von meiner Glut verbrannt,
Dein Atem nur steigt weh in alle Rüste,
Ein Blick auf deiner Seele weißem Land,
Ein dunkler Fleck, voll tiefer Gratzdüfte.

Du bist für mich ein aufgeschlag'nes Buch,
Du mußt mich lieben, mußt mich dulden, preisen,
Für dich, mein frischgewasch'nes Tinnentuch
Leb ich, atme ich: das heiße Bügeleisen!

Ru.

Neue Bücher

* „Aus dem Hochlande der Maya“, Bilder und Menschen an meinem Wege durch Guatemala, von F. J. Lent (Verlag Strecker u. Schröder, Stuttgart.) Während seines sechsjährigen Aufenthaltes in Guatemala als Lehrer an der deutschen Schule und im Auftrag des Geographischen Instituts der Universität Würzburg hat der Verfasser das Land auf langen Wanderungen nach allen Richtungen hin durchkreuzt. Was außerhalb der rein wissenschaftlichen Tätigkeit lag, schildert er in diesem stattlichen, reich bebilderten Band in ungemein klaren und reizvollen Darstellungen: Die großartigen Bilder der Hochlande, der angrenzenden feuchtheißen Küsten, der tropischen Urwälder und der Gewässer, die Kette der zum Teil tätigen Vulkane und die Zentren der rätselhaften Reste der Maya-Kultur, die Geschichte spanischer Herrschaft und Herrlichkeit, die bewegte Politik dieser Länder, das heutige deutsche Pflanzenerleben, den Indianer der fernen Berge. Guatemala ist das einzige Land der Neuen Welt, wo noch eine reinblütige Indianerbevölkerung von fast 2 Millionen Individuen mit ihrer alten Tradition und von keinem ethnographischen Sport, wie es anderwärts oft geschieht, berührt, in zehnfacher Überzahl den Mischlingen und wenigen Weißen gegenübersteht. Wir erhalten in diesem Werke ein vollkommen gerundetes Bild von Natur und Menschen eines Landes, das zu den interessantesten und schönsten der Erde zählt. In diesem Buch spricht jedoch nicht die Feder, die Zeichnung, das Lichtbild allein, es spricht das, was erst die Größe der tropischen Landschaft ausmacht: Die Farbe. 16 Aquarelle und Temperabilder, die der Verfasser nach der Natur herstellte, zeigen in aller Realistik die Landschaft des Hochlandes, der tropischen Küste, die Ortschaften und den Indianer in seiner phantastischen Tracht, und diese farbigen Tafeln gewähren uns ein unmittelbares Bild dessen, was die Feder nicht auszudrücken vermag.

* „Weltreisen.“ Eine Bücherreihe für Länder- und Völkerkunde, Band I und II, Alma M. Karlin, „Mythik der Südsee“, Liebeszauber, Todeszauber, Götterglaube, seltsame Bräute bei Geburten usw. mit Federzeichnungen von A. J. Seebacher. (Verlag Hugo Bermühler, Berlin-Lichterfelde.) Die Verfasserin hat in den vorliegenden Büchern eine besondere Eigentümlichkeit dieser Bewohner: „Aberglauben und Zauberei“ behandelt, durch die der Südseeinsulaner von der Wiege bis zum Grabe beherrscht wird. Geburt, Liebe und Tod, ebenso auch die kleinste Handlung unterliegen irgendeiner Geistergewalt, und für alles hat der Insulaner ein Zaubermittel, um die bösen Geister zu bannen, die auf ihn sich heranzuziehen. Die vorliegenden Bände, die mit wertvollen Illustrationen geschmückt sind, lesen sich wie ein Roman und fesseln bis zur letzten Seite.

* Robert Neumann: „Karriere“ (J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart.) Von jeher hat Robert Neumann sich getrieben gefühlt, die Unterwelt der menschlichen Gesellschaft zu erforschen und die abenteuerlichen Gestalten, die sie bevölkern, die „blinden Passagiere“ der zivilisierten Welt, in ihren Beziehungen unter einander und zur bürgerlichen Gesellschaft in seinen Werken zu porträtieren. Auch „Karriere“ ist diesem Gedanken entsprungen, aber es trägt nicht die tragische Note des großen Inflationsromanes „Sinfut“, sondern die „tolldreiste Geschichte“ ist auf den ausgelassenen, spritzig-übermütigen Ton der köstlichen „Hochstapelnovelle“ gestimmt.

* Thea von Harbou: „Du bist unmöglich, Jo“, Roman. (Verlag Ullstein, Berlin SW. 68.) Diese Jo ist unmöglich, weil sie nach 15jähriger Ehe ihren Mann, den sie liebt, verläßt, weil sie das „die Wahrheit sagen“ über das „den Schein wahren“ stellt. Jedenfalls ist diese Jo eine schöne, bezaubernde, kluge Frau. Sie ist vielleicht gar nicht unmöglich, diese Jo, die zwar modern ist, doch eine Seele hat.

* Patria Geddes: „Leben und Werk von J. C. Bose“. Überf. von Emil Engelhardt. (Rotapfel-Verlag, Erlangen-Büch.) Patria Geddes schildert uns hier das Leben und Wirken des genialen indischen Forschers und hervorragenden Experimentators J. C. Bose, dessen bahnbrechende Untersuchungen und Erfolge auf vielen Gebieten der Naturwissenschaft auf der ganzen Welt Aufsehen erregt haben, und der uns erst vor kurzem noch in seinem Werk „Die Pflanzenschrift“ das Seelenleben der Pflanzen erschlossen hat.